

Dialog Ethik in Zusammenarbeit mit der Stiftung Cerebral
Symposium WAS ICH DIR UND MIR ZUMUTE
Inselspital Bern, 4. November 2014

Referat von Pascale Gmür:

«Was würde ich bloss ohne dich tun?»

Eine Tochter erzählt.

Als ich die Anfrage für dieses Symposium erhielt, ging mir durch den Kopf: Gern würde ich teilnehmen, aber was ist, falls gerade am 4. November, also heute, etwas mit meiner Mutter wäre? Dabei realisierte ich einmal mehr, wie stark die Sorge um meine Mutter und bis vor kurzem auch um meinen Vater mich beeinflusst. Als selbständig Erwerbende kann ich zwar meine Zeit weitgehend selber einteilen, was mich in der Begleitung meiner Eltern flexibel macht, aber dadurch wird mein Schaffen und ganz direkt mein Einkommen beeinträchtigt.

Was ich mir ebenso überlegte, als diese Anfrage kam: Was ist im Sinne meiner Eltern? Und ich sagte für heute gern zu, da ich weiss, dass sowohl mein Vater wie meine Mutter gewollt hätten, dass ich hier vor Ihnen spreche und dass meine Eltern damit einverstanden wären, dass ich von uns erzähle. Von meinen Eltern und mir und einigen Dingen (*siehe die folgenden Untertitel*), die mit dem Kranksein meiner Eltern in unseren Alltag traten und auch Ihnen, liebe Anwesende, bekannt sein mögen.

Mit diesen Dingen möchte ich meine Erzählung gewissermassen illustrieren.

Meine Eltern lebten in einem kleinen Dorf im Appenzellerland. Das waren zweieinhalb Stunden mit dem öV von meinem Wohnort Zürich. Innerhalb weniger Wochen erhielten meine beiden Eltern erschreckende Diagnosen. Bei meiner Mutter wurde Alzheimer festgestellt, bei meinem Vater Lebermetastasen. Die Krebserkrankung meines Vaters drängte sich in den Vordergrund, da sie akut auftrat und nach verschiedenen Abklärungen verlangte. Auf Wunsch meines Vaters wurde eine Chemotherapie geplant. Meine Mutter vollbrachte noch immer Erstaunliches! Sie munterte ihren Mann

auf: mit liebevoll vierfarbig bestrichenen Frühstücksbrotten, mit betont zuversichtlichen Gedanken an den nächsten Frühling. Vor allem aber mit Zärtlichkeiten. Ich selber war mir bis zu diesem Zeitpunkt gewiss, und machte mir deswegen Vorwürfe, dass meine innere Distanz zu den Eltern zu gross war, um mich pflegerisch um sie kümmern zu können, falls es nötig werden würde. Ich konnte es mir zwar bei einigen mir nahestehenden Menschen vorstellen, doch nie bei meinen eigenen Eltern. Alles in mir sträubte sich dagegen.

Dann wurde plötzlich klar, dass mich meine Eltern mehr denn je brauchten. Anfangs ging es um die Gespräche mit den Spitalärzten und dem Pflegepersonal und darum, dass meine Mutter täglich ins Spital zu ihrem Mann gelangte. Mein damals bereits geschwächter Vater war primär für die Untersuchungen hospitalisiert worden, konnte dann aber, und das war sein dringender Wunsch, nach Hause, um von dort zu den ambulanten Chemotherapien gefahren zu werden. Für mich persönlich war es noch relativ einfach und überschaubar, solange er im Spital war. Hier konnte ich abends weg und wusste, er war gut aufgehoben. Mit dem Wechsel von der stationären zur häuslichen Versorgung wurde alles komplexer.

Mein Vater hatte vor Spitälern Angst. So war mir völlig klar, was er antworten würde, als ihn der Hausarzt fragte, wo er bleiben wolle, falls die Chemotherapie nicht helfe. Ja, zu Hause wolle er bleiben. Ich wusste die Antwort meines Vaters im Voraus und doch muss ich gestehen, dass mir dann – nur dann, später nicht mehr – das Spital viel lieber gewesen wäre. Als Tochter fühlte ich mich im Spital sicherer. Es war immer jemand da, an den oder die ich mich wenden konnte, und es ist ein neutraler Ort, wo nicht jeder Gegenstand mit meiner eigenen Vergangenheit, mit dem eigenen Dasein und der Vergänglichkeit verknüpft ist. Aber eben, mein Vater wollte genau da bleiben, wo er mit der Familie gewohnt hatte, wo er seit über fünfzig Jahren zuhause war. Seitdem ich ausgezogen war, hatte ich es vermieden, dort längere Zeit zu verbringen oder gar zu übernachten. Es war mir zu bedrückend. Doch nun ging es nicht um mich, sondern um meinen Vater.

Ich hatte keine Ahnung, was es bedeuten würden, seinen Wunsch, seine Ansprüche zu erfüllen, doch tief in mir drin wusste ich, dass ich seine Interessen vertreten wollte, dass ich alles daran setzen würde, damit seine Bedürfnisse respektiert würden. Es war so etwas wie Beschützerinstinkt, den ich spürte. Konnte ich vielleicht nun Fähigkeiten leben, die bisher verborgen geblieben waren, weil ich keine Kinder habe?

Zuerst einmal bedeutete die Krankheit meines Vaters für mich: organisieren, koordinieren, mit der Umstellung des eigenen Alltags und mit den eigenen Emotionen einigermaßen klarkommen.

Bei einer Konsultation im Spital sagte meine Mutter, sie schaffe es nicht mehr. Sie könne ihrem Mann nicht mehr helfen zur Toilette zu gehen, er sei ihr einfach zu schwer. Die Spitex wäre mir damals nicht selber in den Sinn gekommen, zumal ich wenig über das ambulante Versorgungsnetz (und wie sich herausstellte, ein dichtes und hoch professionelles Netz) im Appenzell wusste. Aber die beim Spitalgespräch anwesende Pflegefachfrau wusste natürlich Bescheid. Eine halbe Stunde später stand ich im Büro der Spitex und meldete meinen Vater an, während meine Eltern draussen im Auto warteten. Alles ging unglaublich schnell. Die Spitexfachfrau empfahl, einen Rollator mitzunehmen, nachdem ich die Situation zu Hause beschrieben hatte. Mir war das nicht geheuer. Bestimmt würde mein Vater ausrasten, wenn er den Rollator sehen würde. Doch als ich damit zum Auto kam, meinte er: *Das ist ein schönes, modernes Modell. Du bist unglaublich, wo hast du das denn so schnell gefunden?* Ich musste gegen meine Tränen ankämpfen und konzentrierte mich auf das Zusammenklappen des Rollators. Mein Vater mit einem Rollator! Er war doch erst 76.

Nachdem eine Spitexfachfrau erstmals nach Hause gekommen war, beklagte sich mein Vater bei mir am Telefon. Sie habe neugierig herumgeschaut und kontrolliert, wie der Haushalt geführt werde. Er wolle keine fremde Person im Haus. Meine Mutter sagte nichts. Ich konnte meinen Vater gut verstehen, wusste aber, dass es ohne Spitex nicht mehr ging. Wie sollte ich mich verhalten, was tun, wie in seinem Sinne handeln?

Beim nächsten Spitexbesuch war ich dabei, und glücklicherweise kam diesmal eine Frau, die nur wenige Häuser von meinen Eltern entfernt wohnte. So fanden wir gemeinsamen Gesprächsstoff und ich konnte zwischen meinen Eltern und ihr vermitteln. Hilfe von aussen anzunehmen fiel meinen Eltern – wie den meisten Menschen – schwer. Doch als sie merkten, dass ihre eigenen Bedürfnisse, Stärken und Schwächen respektiert, ja wertgeschätzt wurden, öffneten sie sich gegenüber den Fachpersonen. Mein Vater konnte bis in seine letzte Lebensstunde zeigen, wie sehr er die wohltuende Pflege und die Zuwendung durch Hausarzt und Spitex schätzte. Er hatte die Fähigkeit, dies auch direkt den Menschen zu sagen, die ihn umsorgten.

Körperlotion Excipial

Wenn ich nicht bei meinen Eltern war, rief ich mehrmals täglich an. Lätete das Telefon zehnmal ins Leere, wurde ich nervös. An einem Donnerstagmorgen im kalten Januar klang mein Vater ganz besonders verzweifelt. Es gehe nichts mehr, er könne nicht einmal mehr selber duschen. Ich meldete mich bei der Spitex und bat sie, meinen Vater zu duschen. Am Nachmittag rief ich erneut zu Hause an. Mein Vater klang schläfrig.
Oh, entschuldige, dass ich dich störe, hast du geschlafen? Nein, nein, du störst nicht. Sylvia und ich liegen eng umschlungen im Bett. Die Spitex hat mich unglaublich verwöhnt, mich geduscht, mich rasiert, die Haare gewaschen und mich eingecremt.

Im Hintergrund höre ich meine Mutter sagen: *Er riecht so wunderbar frisch. Wir haben es sehr schön zusammen.* – Ein glücklicher Moment daheim trotz schwerer Krankheit.

Dieses kurze Telefongespräch bleibt mir unvergesslich. Genauso wie der Geruch der Körperlotion, welche die Spitex verwendete, und seit jenem Donnerstag im Badezimmer meiner Eltern stand. Der Duft der Körperlotion und das Bild des heftigen Schneetreibens an jenem Tag sind in mir eng verknüpft.

Ich bin froh, dass mein Vater in seiner letzten Lebensphase berührende menschliche Begegnungen (Hausarzt, Spitex, auch Spitalpersonal) erleben durfte. Und ich bin sehr froh, dass er mit seiner Frau zuhause bleiben konnte. *Hier ist es mir am wohlsten*, sagte mein Vater immer wieder. *Und du organisierst das alles. Ich habe ein Riesenglück, dich zu haben. Was würde ich bloss ohne dich tun?*

Gedörrte Ananas-Stücke

Seit der Krebsdiagnose, die bei meinem Vater gestellt worden war, und seit der Hausarzt mir – am Telefon, ich sass gerade in einem Auto in Tanzania – eröffnet hatte, mein Vater werde daran sterben, seit diesem Moment veränderte sich meine Beziehung zu meinen Eltern. Zuerst vor allem zu meinem Vater, nach seinem Tod unerwartet stark zu meiner Mutter. Für die Fachleute war ich sofort die Hauptbezugsperson. Zwischen meinem Bruder und den Eltern bestand seit Jahren ein grosser Konflikt, unter dem meine Eltern enorm litten, sodass sie den Sohn im Gespräch mit den betreuenden Fachleuten nie erwähnten. Dadurch war meine Rolle bestimmt. Plötzlich musste ich für meine Eltern entscheiden und handeln. Das begann mit der Organisation des Mahlzeitendienstes, ging über die Koordination der Spitex-Einsätze (die je nach meinen zeitlichen Möglichkeiten und Befinden meines Vaters änderten) bis zum gemeinsamen Ausfüllen der Patientenerklärung. Viele kleine Dinge kamen hinzu. Wie zum Beispiel, dass sich mein Vater ganz dringend gedörrte Ananas-Stücke wünschte, die ich im Dorfladen nicht auftreiben konnte, schliesslich aber aus der Stadt mitbrachte. Alles wurde so wichtig, so gewichtig, denn wer weiss wieviele Tage mein Vater noch leben würde. Ständig überlegte ich, was ich anders und besser machen könnte. War es richtig, einen früheren Freund in einem Brief zu bitten, meinen Vater zu besuchen oder war das zu aufwühlend? Immer und immer wieder diese Angst, etwas falsch zu machen, ihm nicht gerecht zu werden.

Nachdem ich mein Dilemma einmal dem Hausarzt gegenüber geäussert hatte, meinte er nur: *Als Angehörige machen Sie es immer richtig!* Das war für mich ein Schlüsselsatz, der mich erleichterte, den ich mir auch später oft vergegenwärtigte. Denn die Frage, ob ich es mit meinen Eltern richtig machen würde, stellte und stelle ich mir immer wieder. Erst mit der Zeit, konnte ich (teilweise) sehen, dass ich Dinge auch so tun darf, dass sie für mich und nicht nur für meine Eltern stimmen.

Spitex-Mäppli und Medikamenten-Dosierbox

Während zwei Jahren – zuerst für meinen Vater, dann für meine Mutter – lag dieses grüne Mäppchen/Krankendossier auf dem Stubentisch meines Elternhauses. Nach der Begrüssung war es das erste, was ich tat: Die aktuellsten Eintragungen der Spitexfachfrauen lesen. Neben den pflegerischen Fakten interessierten mich vor allem Notizen zum Verhalten oder zu Äusserungen meiner Eltern. Beinahe so, wie sich meine Eltern vor Jahrzehnten dafür interessiert hatten, was meine Lehrer zu mir meinten.

Plötzlich hatte ich mehr denn je Einblick in den Alltag meiner Eltern. Nachdem ich mich nie darum gekümmert hatte, was sie assen, war mir nun wichtig, dass die Mahlzeiten ausgewogen waren. Bestimmt beschäftigte ich mich mit solch pragmatischen Dingen, um die Ohnmacht angesichts des nahenden Sterbens meines Vaters zu unterdrücken.

Die Kommunikation mit der Spitex – via Telefon, Email, persönlich, oder mittels der Notizen im Dossier – gaben mir das Gefühl, als Tochter ernst genommen zu werden und zum Care Team zu gehören. Ich übernahm so viele Aufgaben wie möglich. Am Sonntagabend sass ich jeweils am Pult meines Vaters und reihte die Medikamente für die kommende Woche ein. Eine praktische, sinnvolle Handlung, die mir half, die Gedanken etwas zu ordnen. Aussenstehende sagten mir, weshalb tust du auch das noch, das könnte doch die Spitex erledigen. Mir war das aber nicht zu viel. Es waren auch Momente, wo ich nicht am Bett meines Vaters, also im Elternschlafzimmer sass, sondern im Büro und mir vorstellte, wie viele Tage

und Stunden, bestimmt auch Nächte, mein Vater hier gesessen und gegrübelt hatte. Es waren unangenehme Vorstellungen für mich, aber ich wurde gezwungen, mich damit zu konfrontieren, was mich schliesslich weiterbrachte. Die Begleitung und Betreuung meiner Eltern war und ist schmerzhaft, manchmal grausam, schrecklich schwierig, machte und macht mich ein Stück einsamer. Ich habe jedoch ganz neue, starke Seiten in mir kennen gelernt – zwar erst am Lebensende meiner Eltern, aber ich habe diese Stärken immerhin kennen gelernt. Ich konnte vieles aushalten, aber auch bewusst gestalten, von dem ich bis anhin keine Ahnung hatte.

Wie ich eingangs sagte, war ich davon überzeugt gewesen, meine Eltern niemals pflegen zu können. Schon gar nicht in dem Haus, wo ich aufgewachsen war und ungern hinging. War es die Notsituation oder mein natürliches Bedürfnis, helfen zu wollen? Jedenfalls war es für mich plötzlich selbstverständlich, bei der Körperpflege zu unterstützen, wenn die Spitexfachfrau nicht da war. Einige Male musste ich leer schlucken, die Gefühle des Ekels unterdrücken, doch ich war zu stolz (vielleicht auch zu stur), um die Spitex anzurufen und um Hilfe zu bitten. Ich schaffte vieles, weil ich in unerwartete Situationen geriet, wo ich handeln musste. Ich weiss nicht, ob ich mir das einbildete oder ob es wirklich so war: Aber sowohl bei meinem Vater wie bei meiner Mutter hatte ich erstaunlicherweise nie den Eindruck, dass sie sich vor mir schämten. Vielleicht gelang es mir, die heiklen Situationen mit Worten zu überspielen. Oder ich löste die Situation auf mit einer eher unverfänglichen Handlung.

Haarschere und Kamm

Als Kind und Jugendliche hatte mir jeweils mein Vater die Haare geschnitten. Er war auch der Coiffeur seiner Frau gewesen. Wer ihm die Haare geschnitten hatte, weiss ich nicht mehr. Nun wurde mir diese Rolle zugeschrieben. Aus irgendeinem Grund fiel es meinen beiden Eltern plötzlich ein, dass die Haare zu lang waren. Mein Vater sass halb aufrecht im Bett, während ich ihm erstmals in meinem Leben seine Haare schnitt. Wie dicht seine Haare noch immer waren, und noch immer schwarz, mit nur wenigen grauen Strähnen!

Dann setzte sich meine Mutter auf einen Stuhl neben dem Bett, ganz ruhig, vertrauensvoll. Mein Vater schaute fasziniert zu. *Was würden wir bloss ohne dich tun?*

Habe ich tatsächlich genügend für meinen Vater getan? Wollte ich in seinen letzten Lebenswochen etwas gut machen? Wie oft hatte er sich doch früher gewünscht, mich zu sehen, mehr mit mir zusammen zu sein. Mich hatte das bedrückt. Konnte ich nun, wo sich das Ende abzeichnete, alles geben, im Wissen, dass es die letzte, zeitlich begrenzte Möglichkeit war?

Als mein Vater nicht mehr aufstehen konnte, sagte er einmal in der Nacht zu mir: *Ich hoffe, dass du nie mehr so etwas erleben musst.* Nein, ich möchte meinen Vater kein zweites Mal verlieren, ich möchte aber auch diese intensive, schwierige, schöne Zeit nicht missen. *Was hätte ich bloss ohne ihn getan?*

Spitex-PET-Flaschenöffner

Es war nicht offensichtlich, doch für meine Mutter muss der Tod ihres Mannes der grösste Schock ihres Lebens gewesen sein. Manchmal sagte sie mit Tränen in den Augen, sie müsse jetzt stark sein und dürfe auf keinen Fall krank werden. Ich habe mit ihr nie über ihre Alzheimer-Erkrankung gesprochen und weiss nicht, ob es ihr Mann oder der Hausarzt getan hatten. Wäre das wichtig gewesen?

Nach dem Tod meines Vaters kam die Spitexverantwortliche nach Hause, um über die Betreuung meiner Mutter zu sprechen. Meine Mutter wollte aber allein sein und nur mich haben. Doch ihre Krankheit zeigte sich immer deutlicher und ich musste auf schmerzhaft, beängstigend, ja auch harte Weise erfahren, was Vergessen bedeuten kann. Beispielsweise nicht mehr zu wissen, wie man eine PET-Flasche öffnet. Zuerst dachte ich, es liege an der Schwäche in ihrer Hand und besorgte bei der Spitex das entsprechende Hilfsmittel. Doch, nein, das war es nicht.

Meine Mutter wusste nicht mehr, was ich meinte, wenn ich ihr am Telefon zu erklären versuchte, sie solle sich ein Glas Wasser einschenken, um die Tabletten zu schlucken. Oder: Meine Mutter stand verzweifelt, wahrscheinlich hungrig, vor dem offenen Kühlschrank und wusste nicht mehr, wie sie eine Banane aus der durchsichtigen Schublade holen konnte. *Wie kommt sie da raus?* Fragte sie mich, als ich endlich wieder bei ihr war.

Vergessen bedeutete irgendwann auch, nicht mehr zu wissen, wie man eine Jacke anzieht und wofür Schuhe da sind. So hörte meine Mutter auf, ins Dorf zu spazieren, was sie während einigen Monaten nach dem Tod ihres Mannes noch getan hatte. Als Vergessen bedeutete, nicht mehr zu wissen, wann sie zur Toilette musste, wurde die Betreuung meiner Mutter durch mich und die Spitex nahezu unmöglich. Ich versuchte, meiner Mutter zu erklären, dass es besser sei, nicht mehr allein zu wohnen. Hilflös versuchte ich, mit ihr über einen Heimeintritt zu sprechen. Darüber, dass wir einen anderen Ort finden könnten, damit sie näher bei mir wohnen würde. *Mir geht es hier gut!* War die stereotype Antwort. Immer wieder. Dann kam ein weiterer Schock. Meiner Mutter wurde der Mietvertrag gekündigt, für das Haus mit der schönen Sicht auf den Bodensee, den sie seiner Lichtstimmungen wegen so sehr liebte. Die Kündigung wurde zwar mir zugestellt, doch ich bin überzeugt, dass es meine Mutter irgendwie mitbekam. Ich versuchte, sie zu schützen, hatte den Hausbesitzern nichts von Alzheimer erzählt, und kündigte auch an, eine Fristerstreckung zu erwirken. Gleichzeitig musste ich den schwersten Entscheid meines bisherigen Lebens fassen: Ich meldete meine Mutter in einem Pflegeheim für Menschen mit Demenz an. Nach einer unerwartet kurzen Wartezeit meldete sich die Heimleiterin: *Wir haben für Ihre Mutter nun einen Platz, kommen Sie bitte übermorgen um vierzehn Uhr.* Ich hatte gerade mein Büro verlassen, um meine Mutter zu besuchen, als dieser Anruf kam. Danach sass ich weinend im Treppenhaus.

Wäre meine Mutter nicht inkontinent geworden und hätte sie nicht verlernt, das Telefon zu bedienen, dann hätte ich länger gewartet mit der Heimanmeldung. Wohl viel zu lange hätte ich alles daran gesetzt, sie weiterhin betreuen zu können. Obwohl es für mich eine Belastung war, mehrmals

wöchentlich zu ihr zu fahren, sie zu duschen, ihren Wäscheberg zu erledigen, für sie einzukaufen, zu bangen wenn sie das Telefon nicht abnahm. Trotzdem hätte ich alles dafür getan, ihre strahlenden Augen zu sehen, wenn ich bei ihr ankam. *Was werde ich bloss ohne dich tun?*

Als ich sie ins Heim brachte, war ihr die Situation intuitiv klar. Sie bringe sich um, schrie sie. Sie springe aus dem Fenster. *Ich bin so traurig. Das kannst du nicht mit mir machen!* Weinend warf sie sich auf das eine Bett im Zweierzimmer. Sie, die so gern allein gewesen war, die zusammen mit ihrem Mann sehr zurückgezogen gelebt hatte, musste nun mit einer wildfremden Frau das Zimmer teilen. Was konnte ich nun für ihre Würde tun, was bedeutete hier bestmögliches Handeln?

«Serviette» zum Umhängen

Meine Mutter lebt nun seit zweieinhalb Jahren im Heim, in diesem Monat wird sie 81. Seit längerem strahlt sie nicht mehr, wenn ich sie besuche, sie sagt kaum etwas zu mir, sie ist tief in Traurigkeit versunken. Sie beobachtet aber noch immer, was um sie herum geschieht, schüttelt manchmal den Kopf ob des Verhaltens anderer Bewohner und Bewohnerinnen. Ich sehe in ihr noch immer die Frau von früher. Das ermutigt mich, für sie einzustehen und zu glauben, dass unsere gemeinsamen Stunden nicht nur mir, sondern auch ihr etwas bedeuten.

Auch ich musste mich ans Heim gewöhnen. Sie wird gut, liebevoll, sorgfältig betreut. Und doch gibt es immer wieder Momente, wo ich leer schlucken muss und hin und wieder äussere ich mich, wenn ich sehe, dass meine Mutter etwas stört. Als man ihr erstmals vor dem Essen die sogenannte Serviette anziehen wollte, schaute sie mich entsetzt an: *Ich bin doch kein Kind, das einen Latz braucht!* Die Pflegefachfrau versuchte ihr zu erklären, dass es eine Serviette sei, um die schöne Bluse zu schützen. Meine Mutter drehte ihren Kopf beleidigt weg und kniff Augen und Lippen zu. Ich bat, die Serviette wegzulassen, was akzeptiert wurde. Heute wehrt sich meine Mutter nicht mehr, wenn ihr die sogenannte Serviette umgelegt wird.

Auch ich tue es nun meistens, bevor ich ihr beim Essen helfe und ihr manchmal sogar das Essen eingeben muss. Etwas, wovor ich Angst hatte und heute nun doch tue. Aus der Reaktion meiner Mutter schliesse ich – und weiss nicht sicher, ob ich richtig liege –, dass sie die Essenseingabe bei mir leichter akzeptiert als bei der einen oder anderen Fachfrau. In diesem Kontext bleibe ich die ihr vertrauteste Person, mit der sie sich am sichersten zu fühlen scheint. Das sind jedenfalls die Rückmeldungen, die ich ab und zu vom Personal erhalte.

Ich persönlich fühle mich vom Heimpersonal am meisten respektiert, wenn ich Informationen erhalte oder bei der Betreuung praktisch mithelfen kann (Medikamenteneingabe, Essen, Spazieren, Anziehen). Mir fiel der Wechsel von Zuhause ins Heim nicht nur sehr schwer, weil ich dort meine Mutter weinen und leiden sah, sondern vor allem auch weil ich nun plötzlich nicht mehr im Informationsfluss stand, wie ich es von der Spitex gewohnt gewesen war. Die Vernunft sagt mir, dass meine Mutter gut aufgehoben ist, ich weiss, dass es zuhause nicht mehr möglich gewesen wäre. Und trotzdem fehlt mir etwas. Ich hätte gern, wenn die Pflegefachpersonen mir mehr aus dem Alltag meiner Mutter berichten würden. Was tut sie, was fällt auf, was ist schwierig, was ist gut? So erlebe ich nur das, was geschieht, wenn ich dort bin – und das ist nicht täglich der Fall. Ich besuche sie allerdings möglichst oft, weil es wertvolle Stunden sind, die ich nur jetzt erleben und nie nachholen kann. Das haben mir meine Eltern in der letzten Zeit vermittelt. *Was hätte ich bloss ohne sie getan in dieser Zeit?* Bestimmt nichts, was lebenswerter gewesen wäre.

Pascale Gmür, 4. November 2014

Pascale Gmür
Riedtlistrasse 15a
8006 Zürich
079 625 45 61
pgmuer@swissonline.ch